

Leseprobe

DAGMAR PETRICK
MARTHA, HELEN UND DER WEG AUS DER DUNKELHEIT

Leseprobe

Leseprobe

DAGMAR PETRICK

**MARTHA, HELEN
UND DER WEG AUS DER
DUNKELHEIT**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2022 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.grafikbuero-sonnhueter.de
unter Verwendung von Bildern © xxx (shutterstock.com)

Lektorat: Anja Lerz, Moers

DTP: Breklumer Print-Service, www.breklumer-print-service.com

Verwendete Schriften: Adobe Garamond Pro, Pinto

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7615-6816-3

www.neukirchener-verlage.de

Nicht die Berührung überbrückt die Entfernung – sie
erreicht nur die Oberfläche – es ist der Gedanke, der über
den Abgrund springt.

Helen Keller

Für meine Mutter

Leseprobe

INHALT

| | |
|---|-----|
| Nosy | 9 |
| Scherben | 11 |
| Ans Licht | 17 |
| Alles weg | 23 |
| Der leckerste Kuchen, der je aus einem Ofen kam | 28 |
| Diebstahl | 31 |
| Flammen | 35 |
| In der Vorratskammer | 41 |
| Ausgekippt | 49 |
| Zöpfe | 56 |
| Eine sichere Sache | 59 |
| Großmutter Hope | 64 |
| Die Rettung aus dem Norden | 72 |
| Eine neue Aufgabe | 77 |
| Unzählbar | 81 |
| Die Puppe | 84 |
| Im Schaukelstuhl | 92 |
| Der Schlüssel | 95 |
| Gegen die Scheibe | 101 |
| Klassenzimmer | 105 |
| Händewaschen | 111 |
| Abstand | 117 |
| Fein gemacht | 120 |
| Getroffen | 125 |
| Zeugin | 130 |

| | |
|---------------------------------------|----------|
| Frühstück | 135 |
| Einsicht | 141 |
| Ein Buch für Wörter. | 148 |
| Nichts Eigenes. | 153 |
| Unter einer Decke. | 156 |
| Hungrig | 160 |
| Eingesponnen | 165 |
| Puppenspieler | 171 |
| Schmetterlinge im Gefängnis | 176 |
| Finger, die schreiben. | 182 |
| Der Schatz in den Händen | 188 |
| Im Dunkeln | 192 |
| Brücke über den Abgrund. | 199 |
| Ertappt. | 209 |
| Jimmy | 210 |
| Kopflös. | 214 |
| Schreiben | 216 |
| Alles beim Alten | 219 |
| Weitermachen | 223 |
| Eingegraben | 226 |
| Wasser | 231 |
| Neugeboren | 237 |
| Die Buchstaben | 241 |
| Bücher für die Finger | 245 |
| Das Geschenk | 250 |
| Martha Washington. | 254 |
| Ein Ende mit Ausblick | 256 |
| Was geschah wann. | 259 |
| Nach den Worten | 266 |
| Ein Alphabet für die Finger. | 270; |
| Danksagung | 2 |

NOSY

Ich heiße Martha Washington, aber nennt mich Nosy, und das ist die Geschichte, die ich erzählen will.

Washington ist der Name meiner Familie. Mama hat ihn uns gegeben, nachdem der Bürgerkrieg vorüber war und alle Sklaven frei kamen, auch Mama. Sklaven haben keinen Familiennamen; darum nannten sich die meisten nach ihren ehemaligen Besitzern. Aber Mama wollte nicht so heißen wie der Captain.

„Ich nenne mich doch nicht nach dem Menschen, dem ich mal gehört habe!“, sagt sie und hebt die mit Mehl bestäubten Hände aus der Schüssel, weil sie mal wieder Teig knetet. Mama ist die beste Köchin, die je auf Ivy Green das Essen auf den Tisch stellte, und backt jeden Tag einen Kuchen. „Washington klingt ohnehin viel besser. Der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika hieß Washington.“

Martha hat sie mich genannt, weil sie die Martha aus der Bibel mag. Genau wie die Bibel-Martha steht Mama jeden Tag am Herd und kocht. Aber dass ich nun genauso heiße wie die Frau des ersten Präsidenten von Amerika, Martha Washington, wusste sie damals vielleicht gar nicht. Percy hat es mir erzählt.

Ich bin mir nicht sicher, was ich davon halten soll.

Martha Washington besaß eine Menge Sklaven, 85, um genau zu sein. Auch das hat Percy mir erzählt. Es ist viel mehr, als ich mit beiden Händen abzählen kann.

Deshalb weiß ich nicht, ob mein Name eine gute Sache ist. Oder eher nicht. Und vielleicht ist er auch etwas, mit dem ich leben muss wie mit einem Geschenk, das man bekommt, obwohl man es sich nicht gewünscht hat. Manchmal passt es. Und manchmal passt es nicht.

Wie fängt eine Geschichte an? Wann beginnt sie?

Helen erzählt jedem, der sie fragt, der 3. März 1887 sei der Geburtstag ihrer Seele. An jenem Tag kam die Lehrerin nach Ivy Green, und Helen wurde ein zweites Mal geboren. Ich glaube, das stimmt. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, beginnt etwas vollkommen Neues. Ein Mensch, den es zuvor nicht gab, ist plötzlich da. Einen größeren Anfang gibt es nicht, und tatsächlich wurde mit Miss Annies Ankunft alles anders, doch das begriffen wir erst viele Wochen später. Davor war es immer nur das Gleiche, und ich dachte nicht, dass sich das jemals ändern würde. Ich half Mama in der Küche. Ich knetete Teig. Ich schöpfte Wasser an der Pumpe. Und ich las die Scherben auf.

Jeden Tag las ich Scherben auf, weil Helen jeden Tag etwas zertrümmerte.

Ich glaube, mit Scherben fängt die Geschichte an.

Mit Scherben hört sie auf.

SCHERBEN

Helen, nein, nicht!“

Das Geschrei dröhnt mir so laut entgegen, dass ich mir am liebsten die Ohren zuhalten würde, aber ich muss die Suppenschüssel festhalten, sonst knallt sie auf den Boden. Die Tür zum Salon fliegt auf. Helen stürzt an mir vorbei. Das lange Haar flattert um ihr Gesicht. Ich drücke mich an die Wand, damit wir nicht zusammenstoßen. Die Suppe schwappet gegen den Schüsselrand.

Ich spähe in den Salon.

Mrs Keller steht neben dem großen Esstisch. Das Baby hält sie auf dem Arm. Mildred weint. Das wundert mich nicht bei dem Krach, den Helen mal wieder veranstaltet hat. Die restlichen drei Kellers sitzen stumm und steif auf ihren Stühlen und starren auf das, was einmal ihr Mittagessen gewesen ist. Der Captain verschränkt die Arme vor der Brust, James rollt mit den Augen, Helens Tante Ev ringt die Hände. Sie sehen aus, als hätte ihnen ein Wirbelsturm den Braten von den Tellern gefegt. Damit liegen sie nicht ganz verkehrt.

„Sch, sch, sch“, flüstert Mrs Keller beruhigend auf das Baby ein und wippt es hin und her. Da sieht sie mich. „Martha, gut,

dass du da bist!“, ruft sie. „Lies die Scherben auf! Helen hat mal wieder zugeschlagen.“

Das braucht sie nicht zu sagen, das sehe ich selbst. Ich habe es auch gehört. Ich kenne es nur zu gut: Das feine Sirren, ehe der Teller die Wand trifft, lag schon vorher in der Luft. Als würde die Wand erschrocken Atem holen. Etwas wie Pfff oder Ssss und dann: PENG!

Oder war es gar kein Teller, sondern eine Tasse, die zu Bruch ging?

Ich stelle die Suppenschüssel auf den Tisch, Tante Ev vor die schnuppernde Nase, und tauche ab. Zwischen Stuhlbeinen, Teppichflusen und Schuhen tasten meine Finger nach dem, was vom Geschirr übrig geblieben ist.

Als Erstes finde ich einen Teller. Oder vielmehr einen Teil davon. Helen muss ihn vom Tisch gezerrt und mit voller Wucht gegen die Wand geschleudert haben. Ich schiele unter dem Tisch hervor. An der Tapete klebt ein gelblich-brauner Fleck, eine Erinnerung an Mamas köstliches Mittagessen, Bratensoße, Klöße, Möhren.

Den Tisch habe ich nicht lange vorher gedeckt, sogar an die Löffel für den Nachttisch habe ich gedacht. Ich gab mir Mühe, und alles lag an Ort und Stelle, wo es hingehört, ehe Helen es von der Tischdecke riss. Mir ist jedenfalls nichts zerbrochen zwischen den Händen, nicht die Porzellanteller mit dem zierlichen Veilchenrand und keine von den Tassen mit den Henkeln, die so dünn sind, es könnten glatt Schnürsenkel sein. Hätte ich so eine feine Tasse, ich würde niemals daraus trinken. Ich würde sie neben das schmale Bett stellen, in dem ich mit Mama schlafe, und den ganzen Tag nur ansehen. Aber ich habe weder so eine hübsche Tasse noch die Zeit dazu.

Prompt räuspert sich der Captain. „Martha, warum dauert das so lange?“, knurrt er. „Wer weiß, was Helen gerade anrichtet, während du hier aufräumst?“

„So schlimm ist es nun auch wieder nicht!“ Mrs Keller wagt einen leisen Widerspruch. „Helen wird schon nichts anstellen.“

„Nicht so schlimm? Entschuldige, Katie, aber Helen wird von Tag zu Tag unberechenbarer. Sie ist wie von Sinnen. Bald haben wir keine einzige heile Tasse mehr im Schrank.“

Ich muss kichern, dann schlage ich mir rasch die Hand auf den Mund und tue so, als würde ich husten. Dem Captain gefällt es sicherlich nicht, wenn sich die Tochter seiner Köchin unter dem Tisch vergnügt, während sie die Schneise der Verwüstung seiner eigenen Tochter aufließt. Aber es trifft einfach zu. Wie viele Scherben habe ich schon eingesammelt, seit Helen blind und taub vom Schoß ihrer Mutter krabbelte, um die Welt auf eigene Faust zu erobern? Und das macht sie wirklich so: Auf alles, das ihr im Weg steht, drischt sie ein. Sei es Geschirr, den Hund. Oder mich.

Zumindest um die Klöße brauche ich mich nicht zu kümmern. Das erledigt bereits Belle für mich. Seit der Captain die alte Hündin nicht mehr mit zum Jagen nimmt, entfaltet sie eine verblüffende Gelenkigkeit, sobald ihr etwas vom Tisch vor die Schnauze kullert. Und das geschieht oft, eigentlich andauernd, wenn Helen mit am Tisch sitzt. Obwohl Helen nicht am Tisch sitzt, sondern drum herum läuft.

Zwischen Tante Evs glänzenden Lackschuhen und James' wuchtigen Stiefeln liegt Belle und kaut genüsslich ihre unverhoffte Beute. Ich kraule ihr das Fell. Am liebsten würde ich meine Nase darin vergraben.

„Bist du etwa immer noch zugange, Martha?“ Die Ungeduld in des Captains Stimme schiebt mich vorwärts. Ich gebe Belle ein letztes kurzes Tätscheln und krabble weiter. Neben einem Tischbein finde ich noch eine Scherbe, darauf klebt ein Rest von Mamas guter Bratensoße. Ich tunke den Finger hinein und schlecke ihn ab. Mama kocht wunderbar, aber ich esse selten, was sie für die Kellers aufischt. „Gumbo schmeckt auch und macht satt“, sagt sie, und es stimmt: Es schmeckt, und ich werde satt. Und dann doch wieder nicht.

Über mir am Tisch ist es ruhig geworden. Mildred weint nicht mehr. In die Stille hinein fängt der Captain wieder an. „Meine liebe Kate, ich frage mich, wie viel Geschirr Helen noch zerschlagen muss, bis auch du einsiehst, dass wir ihrer nicht mehr Herr werden?“

„Aber das brauchen wir doch gar nicht“, sagt Mrs Keller. „Wir müssen sie nicht beherrschen, sondern lieben.“

„Wir lieben sie ja. Trotzdem zerbricht sie mit jeder Tasse auch dein Herz. Und ich weiß nicht, wie lange ich das noch mitansehen kann.“

Zwischen seine Worte fallen Seufzer, so weich, als wären sie in Watte gehüllt, und so tief, als stürzten sie ins Bodenlose. Die Seufzer kommen von Tante Ev. Ich bin mir sicher, sie sitzt dort oben stumm und still und ringt die Hände, die jetzt nichts zu tun haben, weil die Mahlzeit mit Helens Wutausbruch beendet ist. Denn wenn Tante Ev keinen Löffel und kein Messer hält, häkelt oder strickt sie meistens etwas, häufig eine Kleinigkeit für Helen so wie letztens, als sie ihr aus einem Tuch eine Puppe knüpfte, obwohl Helen schon so viele Puppen hat. Die Augen ließ sie weg, schließlich kann Helen auch nicht sehen. Helen war empört. Sie riss der Tante die Knöpfe von der Bluse und bestand

darauf, dass sie das schimmernde Perlmutter an das blanke Stoffgesicht nähte. Das hat Tante Ev prompt gemacht. „Was bist du doch für ein schlaues Kind, kleine süße Helen, du weißt genau, dass Menschen Augen haben“, lobte sie, obwohl Helen das Lob nicht hören kann, und im Übrigen war es Mama, die Tante Evs Bluse später wieder flickte.

Fehlt nur noch James. Ich spitze die Ohren, doch ich höre nichts. Das finde ich erstaunlich klug von ihm, es käme sicherlich nichts Nettes aus seinem Mund, und das gäbe bestimmt nur wieder Ärger mit dem Captain, der es nicht ausstehen kann, wenn sich James über seine Stiefschwester beschwert. „Helen ist schließlich noch ein Kind“, schimpft der Captain, „und du bist schon ein junger Mann!“

Dabei sieht selbst ein Blinder, dass James eifersüchtig ist. Schon ein Jahr nach dem Tod seiner Mutter heiratete sein Vater ein zweites Mal. Das hat James ihm bis heute nicht verziehen. Diese zweite Frau wurde Helens Mutter, und Helen erinnert ihn daran. Immerzu. Einfach, weil sie da ist. Und weil sie alles darf, auch die Wände mit edlem Porzellan tapezieren, von dem es, wenn es so weitergeht, bald keinen einzigen heilen Teller mehr geben wird, die Trümmerberge kratzen schon am blauen Alabamahimmel.

All das könnte ich jetzt sagen.

Aber all das sage ich nicht.

Natürlich nicht.

Ich bin nicht dazu da, den Mund aufzumachen.

Ich sammle die Scherben ein.

„Die neue Lehrerin kann jeden Tag eintreffen, dann wird es besser“, beschwichtigt Mrs Keller, „wir müssen nur noch ein paar Tage warten.“

„Wir warten aber schon sehr lange“, sagt der Captain. „Vorigen Sommer kam der Brief von Mister Anagnos. Jetzt ist es März. Die neue Lehrerin ist immer noch nicht da.“

„Es ist ein weiter Weg von Boston nach Tuscumbia“, sagt Mrs Keller. „Glaub mir, Darling, das Einzige, das wir jetzt brauchen, ist Geduld.“

Ich krabble unter dem Tisch hervor.

„Madam“, sage ich und mache einen Knicks, „ich bin fertig!“

„Gut, Martha, dann kannst du jetzt nach Helen sehen.“

Ich mache einen zweiten Knicks und zwänge mich an James vorbei. James ist inzwischen aufgestanden. Er lehnt im Türrahmen, den Mund zu zwei schmalen Strichen zusammengepresst, als wollte er mit aller Kraft vermeiden, dass ihm auch nur ein einziges Wörtchen durch die Lippen rutscht.

Ich laufe den Flur entlang, die Scherben halte ich in der Hand.

Der Teller wird sich nicht mehr flicken lassen. Das ist schade. Mit der Tasse ist das anders. Sie war unter Helens Stuhl gekullert. Ich habe sie aufgehoben.

Der Henkel ist ab.

Aber Wasser kann man auch aus Tassen ohne Henkel trinken.

ANS LICHT

Es gibt einiges, das ich zu tun habe auf Ivy Green. Gleich nach Mama-in-der-Küche-Helfen und Hinter-Helen-Aufräumen zählt Helen-Suchen zu meinen Aufgaben.

Helen mag Tiere. Vor allem, wenn sie wütend ist, sucht sie ihre Nähe. Ich nehme an, sie ist im Stall; dort ist es kuschelig und warm.

An der Stalltür lehnt Percy und wedelt mit der Mistgabel, als wäre er Herrscher über Schweine und Kühe. Dabei räumt er bloß den Dreck weg, so wie ich. Nur dass sein Dreck stinkt und meiner manchmal sogar schmeckt.

Er weiß schon, wen ich suche.

„Was hast du diesmal angestellt?“, fragt er und grinst, als wäre ich schuld daran, dass Helen wieder zugeschlagen hat. „Wir haben doch gar nicht Crack-the-Whip gespielt.“

„Nein, haben wir nicht“, sage ich. „Ich war ganz brav.“

„Du musst auch gar nichts machen“, sagt Percy. „Helen regt sich trotzdem auf.“

„Schlauer Junge“, sage ich und zucke mit den Schultern. Percy hat recht. Meistens ist das so. Ich muss Helen nicht mal in die Quere kommen. Aber nicht immer trifft es zu. Als wir Crack-

the-Whip spielten, lag es nicht an Helen. Es lag an mir. Ich ließ ihre Hand los.

Bei Crack-the-Whip reihen wir uns hintereinander auf wie Perlen an einer Kette. Alle Kinder auf der Plantage fassen sich an den Händen, der Vorderste stürzt los, der Rest taumelt hinterher. Je schneller, desto lustiger. Bald purzeln die Hintersten ins Gras, sie kullern in den Staub. Das ist nicht schlimm. Man muss sich einfach wieder aufraffen und die letzte freie Hand erhaschen. Irgendwann ist man nicht mehr Letzter. Irgendwann ist man Fünfter, Vierter, sogar Dritter. Helen stand hinter mir. Ich hielt ihre Hand. Dann ließ ich los. Sie fiel aus der Reihe und kam nicht wieder rein. Wie auch? Wir rannten schnell wie der Wind, und sie ist blind und taub, wie soll sie uns da finden?

Später wollte ich meine Puppe holen. Ich hatte Amy auf die Stufen zum Küchenhaus gelegt. Wir brauchten doch unsere Hände für das Spiel. Sie lag im Dreck. Ihr Kleid hing in Fetzen. Die herrlichen Zöpfe, die Mama ihr mit bunten Stoffresten zusammengebunden hatte, waren abgeschnitten. Sie umringten ihren Kopf wie ein Heiligenschein.

Bis heute frage ich mich, wie Helen zu der Schere kam.

Aber ich kann sie nicht fragen, sie spricht ja nicht mit mir.

„Mach mal einen Schritt zur Seite“, sage ich. „Nicht, dass sich Helen verletzt, während ich mit dir quatsche!“

„Das könnte durchaus sein, du“, sagt Percy und zieht die Luft durch die Nase, dass es rasselt. Die Nase sitzt schief in seinem Gesicht, seit der mal mit einer wütenden Kuh zusammengestoßen ist. Ihr Huf traf seine Nase, der Knochen knackte, die Nase war entzwei. Sie wuchs wieder zusammen, blieb aber krumm. Percy stört das nicht. Solange er laufen, mit mir Crack-the-Whip spielen und den Mist in hohem Bogen aus den Ställen schleudern

kann, ist für ihn die Welt in Ordnung. Er beschwert sich nicht und nimmt lieber mich auf die Schippe. „Vielleicht kommst du sowieso zu spät?“ Er lacht. „Ist bestimmt gemütlich unter acht Kuhbeinen!“

„Acht?“, frage ich erschrocken.

„Lilo hat ein Kälbchen.“ Percy grinst noch breiter.

Ich schiebe ihn beiseite und zwänge mich in den Stall. Tatsächlich kauert Helen in der Box bei Lilo eng neben dem Kälbchen, das an Helens Haaren schleckt. Für gewöhnlich trennt man die Kälber wenige Tage nach der Geburt von ihren Müttern, sie vernaschen sonst die ganze Milch, die wir für Rahm und Butter brauchen und den Kuchen, den Mama täglich backt, aber Lilos Kälbchen schwächelt. So schnell wie möglich soll es wieder auf die Beine kommen, sagt der Captain, und das geht am leichtesten, wenn es ein bisschen länger bei der Mutter bleibt, sagt Percy, der es wissen muss, weil er sich mit Kühen auskennt wie kein anderer.

Ich strecke meine Hände aus. Ich tippe Helen sacht an ihre Schulter, damit ich sie nicht erschrecke. Das ist allerdings vollkommen unnötig. Helen erschreckt man nicht so leicht. Sie hat ohnehin gleich gemerkt, dass ich gekommen bin. Es muss am Boden liegen. Ich glaube, Helen lauscht mit den Fußsohlen, als ginge der Schwung meiner Schritte in das Stroh, das mir, barfuß wie ich bin, in die Zehen piekst. Auch Lilo und das Kälbchen wenden mir die Köpfe zu. Ihre Kulleraugen scheinen mich zu fragen, was ich hier will. Das lässt sich leicht beantworten: Ich bin da, weil ich mich um Helen kümmern soll. Weil ich ihr folge. Weil ich, wie Mama immer sagt, Helens Schatten bin und auf sie aufpasse.

Aufpassen ist gut. Prompt holt Lilo mit dem Schwanz aus und fegt Helens Hut ins Stroh. Ich bücke mich. Der Hut hat eine Delle abbekommen. Ich drücke ihn gerade und setze ihn auf Helens Lockenkopf.

Helen sieht fürchterlich aus. Man könnte meinen, sie würde im Stall wohnen, nicht nebenan in Ivy Green, wo sie in einem Bett mit Kissen und Decke auf einer Matratze schlummert wie auf Wattewölkchen, und Mamas leckere Bellevue-Brühe mit einem Klecks von Lilos Rahm aus veilchenumrandeten Suppentellern löffeln könnte, wenn sie denn wollte und nicht stattdessen die Teller vorher an der Wand zerschlägt. Das lange Haar strubbelt durcheinander. Das Kleid mit der feinen Spitzenborte am Hals und an den Ärmeln sieht aus, als wäre sie durch die Asche vom Kamin geturnt. Die Schürze gleicht einer Speisekarte: Ein Blick darauf und jeder weiß, was es mittags bei den Kellers gab. Die Schnürsenkel ihrer Lederstiefel baumeln lose. Wie sie es in den Stall geschafft hat, ohne alle naselang hinzuschlagen, ist mir ein Rätsel.

„Helen“, murmele ich und könnte mich prompt ohrfeigen. Immer wieder geschieht es mir, dass ich mit ihr rede, als könnte sie mich hören.

Ich überlege.

Im Stall ist es gemütlich, solange man nicht getreten wird oder selbst in einen Kuhfladen tritt. Ich mag den Duft von Stroh und süßsauerlicher Milch, aber Lilos Schwanz fegte schon nahe genug an Helens Gesicht vorbei, und ich denke an Percys Nase. Wenn sich Helen jetzt auch noch die Nase bricht, ist es endgültig vorbei mit der Schönheit. Ihr linkes Auge kullert bereits fast aus der Augenhöhle wie eine Murmel, die sich aus dem Staub machen will.